

EGINALD
SCHLATTNER

Biographie der gewussten Wirklichkeit



*Stelle eine Wache vor meinen Mund,
bewahre das Tor meiner Lippen,
dass sich mein Herz
nicht neige zu bösem Wort.*

Psalm 141

OBSCHON SIEBENBÜRGER Sachse (siehe Lexikon), bin ich am Rande des Banates in Arad geboren, am 13. September 1933, in einer Stadt von k.u.k. Gepräge an der westlichen Grenze Rumäniens, nahe Ungarn. Die schwäbische Hebamme hieß Jutko Baumann. Mein Vater Felix Schlattner war auf Reisen. Prägende Jahre der Kindheit habe ich in Szentkeresztbánya verbracht, rumänisch Vlăhița. Es ist jener östliche Landstrich Siebenbürgens, der seit urdenklichen Zeiten kompakt von Szeklern besiedelt ist, war. Dort habe ich Ungarisch gelernt. Und erst in der Schule rumänisch. Beide Eltern sprachen perfekt Ungarisch.

Meine Mutter, Frau Gertrud Berta Goldschmidt, ist 1912 in Budapest geboren (gest. 2005 in München). Dem Elternpaar Hermann und Bertha Goldschmidt wurde im Oktober 1918 die zweite Tochter geboren, Irmgard Hertha. Die, wiewohl von fragiler Konstitution, fünf Jahre Deportation

und Arbeitslager in der Sowjetunion überlebte, ab 1945. Uns, den vier Kindern ihrer Schwester, war die Kinderlose eine zugeneigte Tante. Mich hat sie Schachspielen gelehrt. Ihr Kosename war: der gefrorene Seufzer.

Die Großmutter Bertha Sebess de Zilahi (1886-1973) entstammt einem ungarischen Adelsgeschlecht – vorwiegend Richter und Pfarrer – erster genannter Spross 1467. Nobilitiert wurde 1715 vom Kaiser der reformierte Stadtpfarrer von Nagyenyed/Strassburg am Mieresch, heute Aiud. Wiewohl sächsisch-bürgerlich, bin ich Mitglied des ungarisch-siebenbürgischen Adelsverbandes CASTELLUM. Alles Ungarische ist mir von früh auf vertraut gewesen.

1911, nach siebenjähriger Verlobung, wurde Bertha Sebess die Frau von Hermann Gustav Goldschmidt (1874-1947), kakanischer Kaufmann großen Stils. Italienisch nannte er sich Goldino. Geblieben ist uns Kindern: „andiamo avanti!“ Ferner oft benützt: „tempi passati, finita la commedia, doch ohne lamento blamabile!“ August 1904 war er mit dem Bizykel von Fiume nach Freck/Avrig gekommen, 1320 km Luftlinie; der Radfahrverein Il Falco verlieh ihm eine Medaille, eine große Bronzescheibe: Medaglia ricordo per il viaggio intrapreso nella Transilvania; sie dient bis heute als Gong zur Teestunde. Er hatte sich damals, gute dreißig, mit der 18-jährigen Bertha Sebess verlobt, deren Familie am Ort eine Apotheke besaß. Trotz des scheinbar doppelten Fauxpas ihrerseits – nichtadlig, nichtungarisch – war es eine geglückte Ehe, selbst als die Familie nach dem Krieg jäh verarmte. Die Bündelrosa Briefe Fiume-Freck der siebenjährigen Verlobungszeit wünschte die Witwe in den Sarg gelegt. Meint Gott es ernst, wenn es heißt, dass am Jüngsten Tag jedes nichtsnutzige Wort geahndet wird, so bleibt Gott mit meiner Großmutter allein!

Durch den Wiener Schiedsspruch 1940, rumänisch Dictatul de la Viena, wurde Siebenbürgen (Transilvania/Erdély), zwischen Ungarn und Rumänien geteilt. Das Sachsenland fiel nach 800 Jahren Einheit unter die Botmäßigkeit zweier Staatsterritorien. Die Eltern optierten nach einigem Zögern für Rumänien, das heißt für das südliche Siebenbürgen; weil mein Vater das für richtig hielt. Unserer Mutter wäre Budapest durchaus als Hauptstadt willkommen gewesen. Vorzüglich und zünftig tanzte sie den Csárdás.

In der Tannenu bei Kronstadt lebte die Mutter meines Vaters, Amalia Sophia geb. Thellmann, Mutter von fünf Kindern, seit 1921 Witwe. Sie war eine gebieterische Frau, die sonntags am Waldesrand Kirchenlieder sang. Tochter Maly heiratete mit 42 Fritz Dworak, Geiger und Dulder. Dem gehörte das weitläufige Anwesen. Beseelt von glühendem Familiensinn machte „die Malytante“ das ominöse „Haus mit der schiefen Fassade“ zum brodelnden Treffpunkt ihrer Großfamilie und zum Kinderland für Nichten und Neffen und zur Bleibe exotischer Gäste.

DIE SPÄTE Kindheit und Jugend verbrachte ich in Fogarasch (Făgăraș/Fogaras). Das ist eine Kleinstadt nahe der Südkarpaten, auffällig allein dadurch, dass die Wasserburg das Stadtbild beherrscht und dass durch mein Bett der 25. Längengrad lief. Die Kleine Stadt bildete eine „multikulturelle“ Lebensform, ohne dass man dafür ein Wort bemühte. Wo Völkerschaften scheidlich-friedlich lebten: Rumänen, Ungarn, Juden, Sachsen, Zigeuner, Armenier. Es gibt die Griechengasse, die strada Luterană, das ungarische Franziskanerkloster, die Büste der walachischen Fürstin Doamna Stanca, die evangelische Volksschule, das rumänische Liceul „Radu Negru“. Und wo jeder damals drei Sprachen sprach. Von Juden und Deutschen zeugen heute Friedhöfe.

Ende der 30er Jahre wollten wir Deutschen in Rumänien jäh – und indoktriniert über die nationalsozialistische Deutsche Volksgruppe – großdeutsch sein, ja Großdeutsche werden. Alles Reindeutsche in Rumänien wurde mit Ahnenpässen belegt, braun der Einband und mit Hakenkreuz. Anders die Großmutter: weil Ungarin, wurde sie als arisch geführt und erhielt einen grauen Paß – mit der Siegesrunne. Beiden Großeltern war gemeinsam: keine abholden jüdischen Vorfahren zu haben (trotzdem wurde der Großvater wegen des Namens Goldschmidt oft als Jude angepöbelt). Damals bekam das traditionelle Identitätsbewusstsein der Siebenbürger Sachsen einen Riss: für die war bisher oberstes Gebot die Devise der Einwanderung um 1140 unter dem ungarischen König Geisa II: Ad retinendam coronam! „Zum Schutze der Krone sind wir im Land.“ Das heißt: unverbrüchliche Loyalität der jeweiligen Obrigkeit gegenüber.

Am 20. April 1943 wurde ich als Deutscher Pimpf auf den Deutschen Führer in Berlin vereidigt. Hitlerjunge Quex war das Idol. Voll Grauen fällt mir ein: als Pimpfe wussten wir, dass aus Juden Seife gekocht wurde. Winter 1943, im Kampflager Kaltbrunn, wuschen wir unsere nackten Leiber mit „reinstes Judenfett“; und dachten uns nichts dabei. RJF war in die Seifenstücke eingepreßt statt des „Schlüssels“ der gängigen Kernseife.

75 Jahre später stoße ich bei Wikipedia auf eine Notiz, die gewunden so lautet: die auf den während des Krieges ausgegebenen Stücken der Einheitsseife eingepreßten Buchstaben RIF oder RJF bedeuten nicht, wie manchmal behauptet wurde: „Reines Judenfett“, sondern standen für „Reichsstelle für Industrielle Fette!“

Juni 1943 wurden etwa 70.000 wehrfähige „Volksdeutsche“ aus Rumänien zum deutschen Heer eingezogen. Wir Jungen im Braunhemd begleiteten die deutschen Helden mit klingendem Spiel zum Bahnhof: „Heilhitler!“ Die Mädchen (BDM – Bund Deutscher Mädchen), braune Jacke, blauer Rock, schwarze Krawatte, Lederknoten, flochten Siegeskränze aus Wiesenblumen: „Siegheil!“



Schnapschuß der Zeremonie

AM 23. AUGUST 1944 wechselte Rumänien die Fronten und erklärte dem „Deutschen Reich“ den Krieg, mit dem es seit Juni 1941 gegen die Sowjetunion gekämpft hatte. Die Sowjets standen vor Jassy und Bukarest. Militärgeschichtler sind sich einig, dass durch die wagemutige Tat des jungen Königs Michael I. aus dem Haus Hohenzollern-Sigmaringen der Weltkrieg um fünf-sechs Monate verkürzt wurde! Andernfalls wäre die zweite Atombombe in deutschen Ländern niedergegangen.

Alle Mitglieder der Deutschen Volksgruppe wurden zu Kollaborateuren Hitlers erklärt, ob wir es waren oder nicht. Für die etwa 450.000 (?) Deutschen in Rumänien begannen sich die Schrecken des Krieges jetzt gezielt auszuwirken. Januar 1945, sibirisch kalt der Monat, wurden die arbeitsfähigen Frauen zwischen 18-30, die Männer zwischen 17-45 in die Ukraine zur Zwangsarbeit verschleppt. Generalissimus Stalin hatte Volksdeutsche angefordert. Rund 70.000 waren es.

Auch mein Vater Felix Schlattner (geb. 1899 in Freck/Avrig; gest. 1976 in Fogarasch), der über das Alter hinaus war, dazu einberufen als rumänischer Rechnungsoffizier, wurde aus dem Dienst abgeführt – in der königlichen Uniform. Selbst die 16-jährige Pfarrerstochter Alice Hienz von Rothberg-Neudorf wurde deportiert, ein Übergriff. Viele Volksgenossen hatten sich versteckt. Sie erfror bereits auf der Zweiwochenfahrt im versiegelten Viehwaggon. Erst in Donetz-Gebiet wurden alle ausgeladen, Überlebende und die Toten.

In der „Heimat“ blieben Großeltern und Enkelkinder. Im Frühjahr 1945 wurden alle Bauern als Angehörige der Deutschen Volksgruppe in corpore ent-

eignet, ob reich, ob arm, vertrieben von Haus und Hof. Ohne prophetisches Können: das Ende schien besiegelt.

Ein Ende, das sich 45 Jahre später von selbst erledigte, schlagartig, im Sommer nach Dezember 1989, als der Eiserne Vorhang jäh schmolz. Es geschah, wiewohl wir als kollektive Identität und als Person weitere tausend Jahre mit den anderen Völkerschaften hier unter demselben Himmel hätten beten und leben können. Sang- und klanglos haben sich 1990 die Siebenbürger Sachsen aus der Geschichte verabschiedet, nach genau 850 Jahren. Gewiss: es war genug!!!

Wohl gemerkt, der rumänische Staat hat uns, sogenannte „Volksdeutsche“, nicht zwangsausgesiedelt, nicht vertrieben in der brutalen Manier des „großen Trecks“, weder 1945, noch 1990. Noch mehr: selbst nach dem 23. August 1944, als sich Rumänien mit Deutschland im Krieg befand, hat der Staat deutsche Schulen gestattet (2 Stunden Rumänisch als Fremdsprache ab III. Kl.); hat die deutschsprachigen Kirchen zugelassen: Bischof Friedrich Müller wurde im April 1945 in dieses Amt gewählt, einen Monat vor Kriegsende. Deutsch war weder zu Hause noch auf der Straße verboten. So auch zur Zeit der Diktatur. Diese Toleranz gilt bis heute für alle Nationalitäten oder Minderheiten. Die Bibel wird hierzulande in 11 Sprachen gedruckt, d.h. elfmal Unterricht in der Muttersprache des Kindes. Im Parlament sind Abgeordnete von 19 Ethnien vertreten.

Wobei jede Ethnie die Volkszugehörigkeit des anderen anerkennt, ja bestätigt. Es gilt der Respekt vor der Andersartigkeit. Unsere Tochter Sabine befragt, was die deutschen Kindergartenkinder (welch Wort!) von den rumänischen unterscheidet, sagte nicht etwa: die unverständliche Sprache der anderen. Sondern sagte: „Sie tragen den Schal außen um den Hals gewickelt, uns stopft ihr den Schal in den Anorak; sie halten beim Geburtstag die Blumen nach unten, wir nach oben.“ Nun, nie hat uns Rumänien gezwungen, den Blumenstrauß mit den Köpfen nach unten zu kippen.

Somit bin ich zwar rumänischer Staatsbürger, habe nur diesen einen Pass. Aber ich bin kein Rumäne, sondern offiziell ein Deutscher als Mitglied einer der 19 anerkannten Minderheiten. Zu meiner ethnischen Identität gehört nicht nur die Selbstverortung als Siebenbürger Sachse, der über die Muttersprache der deutschen Kulturgemeinschaft angehört, vielmehr dass die anderen Völkerschaften mich darin bestätigen, ja mir das aufnötigen. In den Augen meiner Mitbürger bin ich ein Deutscher: neamț, german, sas – Sachse. Wobei Rumänien mein Vaterland ist. Wenn auch nicht das Land meiner Väter.

1948, nachdem die moskowitische Regierung den König zur Abdankung gezwungen hatte, gerieten die sogenannten Ausbeuter – nicht nur wir ethnisch Deutschen – in die Schusslinie des Klassenkampfes: Rumänen, Ungarn, Serben, Juden, alle. Es folgten Enteignungen, Deportationen, Schauprozesse. Die Firma meines Vaters wurde aufgelöst. Bis dahin waren wir das, was man gutbürgerlich

nannte, zuletzt gehobener Mittelstand (aber keineswegs großbürgerlich). In der Bahn fuhr unsereins II. Klasse, ebenso wählte man im Krankenhaus ein Zweibettzimmer, bei Veranstaltungen saß man in der zweiten Reihe. Unser Vater, selbstständiger Kaufmann, hatte es aus eigener Kraft soweit gebracht.

Über Nacht war man arm geworden. Meine Familie wurde im November 1948 aus dem weiträumigen Haus buchstäblich hinausgeworfen. Unsere Mutter weigerte sich, mit vier Kindern in einen Lagerraum zu ziehen, der nicht beheizbar war. Ich war 15, Kurtfelix 12, Uwe Dietmar 9, Elke Gertrud 6. Als Auftakt flog das Tischtuch mit dem Abendessen durch das Fenster, es folgten Möbel und die Spielsachen. Ich sehe es: unsere Schwester klaubt ihre Puppen aus den Pfützen. Wir kampierten in einer betonierten Halle. Um uns zu erwärmen, sausten wir am Abend mit Rollschuhen durch den Raum. Das Leben wurde zum Kampf ums Überleben. Die Eltern leisteten Übermenschliches. Wir Kinder hungerten nicht. Aber wir waren hungrig. Und froren oft. Obzwar zusammengepfercht, die Fauteuils thronten auf den Schränken, sorgten die Eltern dafür, dass jedes Kind seine eigene Bettstatt hatte.

Wir fühlten uns in Stadt und Land ausgestoßen, bedroht durch die Zeitläufte. Lebensangst war der unheimliche Begleiter. Und das über Jahrzehnte bis zur Exekution des Diktators Nicolae Ceaușescu Weihnachten 1989, der ein ganzes Land entgegengefiebert hatte.

Es gelang uns Kindern, höhere Schulen zu absolvieren. In den Ferien arbeiteten wir als Handlanger beim Bau, als Anstreicher, als Torfstecher, als Viehtreiber (gut bezahlt!). Ich gab Mathestunden.

Drei angesehene Gymnasien habe ich besucht: die Brukenthalschule in Hermannstadt, deutsch, als Gymnasium gegründet 1386, das Radu-Negru-Lyzeum in Fogarasch, rumänisch, seit 1919, und die ehemalige Honterus-Schule (Liceul Mixt German) in Stalinstadt/Kronstadt, gegründet 1544; Matura 1952. Als Jugendlicher verbiss ich mich in Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts*, las versteckt das suspekte Buch im Keller – seit dem 30. Dezember 1947 war Rumänien eine kommunistische Diktatur. Dwingers *Zwischen Weiß und Rot* säte Zwiespalt.

1952/1953 studierte ich evangelische Theologie in Klausenburg/Cluj – mit „deutscher Vortragssprache“. Als Gottesleugner, 19 Jahre alt, hatte ich mir vorgenommen, mit guten Gründen, die Theologie als Lügengeschpinnt zu entlarven, Opium fürs Volk! Ich klammerte mich an Nietzsche, den Antichrist, beschwor Feuerbach, den Gottesleugner, verfiel Schopenhauer, ein Illusionist, verlor mich an Spenglers *Untergang des Abendlandes* – und litt bei Kants Ethik, wo sich das Gute in den Schwanz beißt. Zuletzt erging ich mich an der Fakultät in regelloser Aufsässigkeit. Gegen das biblische Gebäude einer Theologie von fünftausend Jahren war die Rebellion eines Neunzehnjährigen wie nichts. Der Dekan ver-

suchte es mit Exorzismus, täglich um zwei Uhr. Vergeblich. Der Teufel ließ sich nicht austreiben. Ich gelangte mit einer schweren Zwangsneurose in die Psychiatrie; Psalm 139. Jeden Augenblick, selbst wenn ich mich juckte oder fluchte, wähnte ich mich verfolgt von den furchtbaren Augen Gottes. Über zwei Monate wurde ich mit Elektroschocks, mit Insulinkomata traktiert. Ich überstand die Rossskur. Schließlich wurde ich relegiert. Zu Recht! Bischof Friedrich Müller sprach das Machtwort. Aber auch so wäre ich voll Grausen geflohen.

Zu der Zeit gewann mich der evangelische Bischofsvikar Alfred Herrmann („der Rote Bischof!“), für den Kommunismus, Modell einer befreiten Menschheit vor der Haustür. Vorerst ohne Gott. „Doch Gott lässt sich nicht aus der Welt drängen!“ Zur Volljährigkeit hatte meine Großmutter mich mit einem Leitspruch bedacht: „Alle Tränen trocknest du nicht, trockne eine!“ In die erhobenen, geöffneten Hände eines weiblichen Scherenschnitts tropfte eine schwarze Träne. Zu wenig! Ich wollte, dass alle Tränen getrocknet werden. In der Wegweisung des „roten Bischofs“ bot es sich an: kein Kind hungert, kein Mensch weint! Heute bin ich demütig genug, die Träne, die über den Weg rollt, nicht zu zertreten, sondern zu stillen. Der hohe Herr war mir bis zu seinem Tod geistiger Begleiter und Seelsorger, auch nach der Haft, wo alle Welt mich mied. Von nun an waren für Jahre die ideellen Weichen gestellt: Friedrich Engels, J. W. Stalin, Mao Zedong, Jawaharlal Nehru, Anna Seghers: *Die Toten bleiben jung*, Leonhard Frank: *Links wo das Herz ist*, Michail Scholochow: *Der stille Don*, Alexei Tolstoi: *Der Leidensweg*. Im Land selbstfreilich, der Rumänischen Volksrepublik, war die so verheißungsvolle Zukunft aufgebrochen in jener drakonischen Unerbittlichkeit, mit der man einem das verordnete Glück aufzwingt.

Ab Herbst 1953 war ich kurz Student der Mathematik an der Klausenburger Staatsuniversität. Wegen vorzüglicher Noten im Lyzeum hatte man mir die Aufnahmeprüfung erlassen. Nach einem Semester „pure Mathematik“ wechselte ich zu einem neuen Fach: Hydrologie. Ziel: Ingenieur der Wasserwirtschaft. Seit meiner Kindheit war der Fluss mein Element gewesen. Nach 9 Semestern wurde ich auch von hier exmatrikuliert. Warum?

AM 28. DEZEMBER 1957, sechs Monate vor der Staatsprüfung in Hydrologie, wurde ich im Rektorat der Klausenburger Universität verhaftet. An jenem Tag hatte ich vor, mich in die Kommunistische Partei einzuschreiben. Die entsprechenden Dokumente fand man bei mir in der Aktentasche. Zu Recht befand die Securitate, dass ich mich – meinte ich es ehrlich – auf ihre Seite stellen müsse, antreten müsse gegen die Regimegegner und Volksfeinde meiner Kreise: Klassenkampf! Dazu hatte ich Anfang des Monats in Bukarest beim Staatsverlag für Literatur und Kunst den Vertrag für die Erzählung *Odem* unterschrieben, „als vielversprechender sozialistischer Jungautor!“ Schlimm

war, dass ich im Augenblick der Festnahme bereits seit zwei Wochen in der psychiatrischen Klinik stationär behandelt worden war, wieder mit Insulinkomata.

Nach einem Vormittag in den Kellern der Securitate von Cluj wurde ich nach Stalinstadt eskortiert, gefesselt an den Nebenmann, Michael Sponer, mit Blechbrillen über den Augen.

Es harrten zwei Jahre Untersuchungshaft unter völligem Einschluss in ein und derselben Zelle, 7 qm. Das Verließ war gegen Norden gelegen; kein Sonnenstrahl durch das sowieso verbarrikadierte Oberlicht; kein Klo, Notdurft auf Kommando zweimal am Tag unter Aufsicht, hingeführt mit Blechbrillen; kein Hofgang, nie; Gott Lob, kaum allein – es war die Unzeit der Massenverhaftungen. Jeder Mitmensch wird dort zur Offenbarung. Zuspruch von außen spendeten die Glocken der Schwarzen Kirche.

Durchgehalten habe ich, indem ich sagte: diese 7 Quadratmeter sind deine ganze Freiheit. Mach' etwas draus! Intellektuelle Disziplin nach Stundenplan. Höhere Mathematik, Gedichte, tausende abgezählter Schritte. Durchkreuzt von obsessiven Tag- und Nachtverhören. „Wir wissen alles, aber wir wollen noch mehr wissen!“ Doch ohne, dass ich gefoltet wurde (bitte: Schlüsselbund auf den Kopf...). Heillos heruntergekommen wurde ich zwei Wochen in künstlichem Schlaf gehalten. Danach aufgefüttert. Manchmal bekam ich politische Lektüre in die Zelle.

Am 5. Mai 1958 meldete ich mich das erste Mal zum Verhör. Nach über vier Monaten Gegenwehr bei skrupellosen Befragungen und nach einer spalt-sinnigen Gewissensprüfung, qualvoll auf mich zurückgeworfen, traf ich eine Entscheidung an der Grenze, jedoch als mündigen Willensakt: Auszusagen! Zu antworten wahrheitsgemäß, was ich gefragt wurde! Das heißt folgerichtig: preiszugeben Untunliches über andere – was in der Natur der Dinge liegt. Wo ich weiß, dass wir sogar für das Antlitz des anderen verantwortlich sind. Jede Entscheidung für eine Sache richtet sich gleichzeitig gegen anderes, gegen den anderen. Indem ich aussagte, sagte ich mich los von allem Nahen; und von mir selbst. Ich brach mit meiner Welt und Herkunft, indem ich mich mit der Weltanschauung der Securitate identifizierte; wenn auch bonafide. Und ich fiel aus der Liebe Gottes. Was ich bis heute zu spüren bekomme.

Dass ich mehr gesagt habe, als geboten schien, darüber denke ich bis zur Stunde nach. Emil Cioran belehrt: „Jedes Wort ist ein Wort zuviel!“ Der Satz als Ganzes ist unsinnig, ein Nonsens. Doch passt er zur Securitate: wo jedes Wort ein Wort zuviel ist. Darüber hinaus kann der Wachsame beobachten: in jedem Sprechakt gibt es die rote Linie, wo das nächste Wort das Wort zu viel ist. Das Votum zu damals aber bleibt bestehen: es war eine ethische Entscheidung. Eine ethische Entscheidung an der Grenze zwischen schlimm und am schlimmsten. Ein letzter, kafkaeske Versuch, zu handeln, nachdem alles andere verloren schien,

keines mehr zu retten war. Getrieben wurde ich von dem abwegigen Willen, die über 300 Studenten des Deutschen Literaturkreises von Klausenburg vor einem Schauprozess zu bewahren, mit bestürzenden Jahren an Zuchthausstrafen, ohne schuldig zu sein. Die Stakkato-Beschuldigung vom ersten Tag an war: unseren Studenten müsste in corpore der Prozess gemacht werden, als auslandgesteuerte Verschwörer im Dienste eines imperialistischen Spions aus Westdeutschland. Der Druck war ungeheuerlich. Es schien als brenne der Körper wie eine Fackel. Jede Vorstellung der eigenen Existenz erlosch. Inzwischen weiß ich: für die Securitate war ich wohlberechnetes Werkzeug, ein berechenbarer Springer!

Doch stehe ich dafür, dass es keine Grenzsituation gibt, wo nicht ein infinitesimaler Freiraum ansteht, der jedweder Entscheidung den Stempel der eigenen Verantwortung aufprägt. Selbst ein Schauprozess entbindet dich nicht von Verantwortlichkeit. Soviel an Restfreiheit ist gegeben, um die Wahl zu treffen zwischen Alternativen: Ja oder Nein, überhaupt oder nicht, so und anders. Das auszuloten ist sich jeder Mensch um seiner Selbstachtung willen schuldig. Wenn anders, fällt die eigene Befugnis weg und man gibt sich als Persönlichkeit auf, man ist allein Opfer. V. S. Naipaul, Nobelpreisträger, befindet: „Opfersein bedeutet immer auch lächerlich sein.“

Jesus musste, wird gelehrt, heilsgeschichtlich oder seinsnotwendig ans Kreuz. Doch wehe, wer ihn ausgeliefert hat. Das nehme ich wahr. Die Grenze ist nicht nur der Ort „fruchtbarer Erkenntnisse“ (Paul Tillich), sondern auch der Ort furchtbarer Entscheidungen (Siegfried Lenz: *Stadtgespräch*). Jede Entscheidung ist unter anderem ein Zugriff auf die Zukunft voller Risiken.

Gewiss, auch dieses stimmt: ich war am Ende der Kräfte. Alle kannst du nicht retten. Jeden, nach dem ich befragt worden war, hatte ich über Monate bis zur Absurdität als regimetreu hingestellt. Die Securitate lachte (was sie nie tat). Somit blieb die aberwitzige Überlegung: durch strikte Aufrichtigkeit so viel an Glaubwürdigkeit zu gewinnen, dass die Securitate sich überzeugen ließe: der Klausenburger deutsche Studentenkreis sei keine hochverräterische Verschwörerbande (als Vorbild diene der Budapester Studentenkreis Petöfi Kör, wie mir eingehämmert wurde, der Oktober 1956 die Revolution angestoßen hatte). Im Gegenteil! Als geschulte Marxisten wussten wir Studenten um das eherne Ziel der Menschheit unter dem Imperativ des historischen Materialismus. Somit ging es uns dreihundert sächsischen und schwäbischen Studenten damals in Klausenburg nicht um die Zukunft des Sozialismus in der Welt, vielmehr um unsere Zukunft im Sozialismus, die der Deutschen hierzulande, in der Rumänischen Volksrepublik. Vor der wir uns drückten, begründet, bedenkt man die verheerenden Ereignisse von Krieg und Nachkrieg. Das stand an unter uns Studenten damals, wurde in Diskussionen bewegt (dazu die Romane: *Rote Handschube*, 2000; Joachim Wittstock: *Die uns angebotene Welt*, 2007).

Und unleugbar: der Studentenkreis entging einem Gerichtsverfahren.

Allein die 19-jährige Studentin Gudrun Zimmermann wurde verhaftet und monatelang zu meiner Person verhört. Nachher für immer relegiert.

Ich wurde November 1959 im „Schwarze-Kirche-Prozess“ wegen „Nichtanzeigen von Landesverrat“ zu 2 Jahren Zuchthaus verurteilt, und einen Monat später entlassen. Verhängt wurde der Verlust ziviler Rechte für ein Jahr, Einzug des „gesamten Vermögens“ (Uhr, Fahrrad, teure Bücher, ein geerbter Kammgarnanzug), 300 Lei Gerichtsspesen. Meine Belastungszeugen waren Horst Depner und Carl Fritz Dendorfer; bereits zu „lebenslänglicher Zwangsarbeit“ verurteilt. Landesverrat war die generelle Anklage. Für sechs junge Burschen beantragte der Militärstaatsanwalt das Todesurteil. Mein Bruder Kurtfelix erhielt 6 Jahre wegen Nichtanzeigen, kam in den Jahren im Zwangslager Periprava Donaudelta fast ums Leben.

Preisgegeben habe ich bei nächtlichen Kreuzverhören durch drei Offiziere meinen Bruder Kurtfelix mit einer Falschaussage. Deren Irrigkeit ich erst nach der zweiten Nacht erkannte, unten in der kubischen Stille der Zelle. Eine Aussage, die ich x-mal widerrufen habe, vergebens (*Rote Handschuhe*: „Die Nacht des Bruders“). Als man meinen Bruder im Juni 1958 verhaftete, zeigte ihm der Securitate-Offizier als Erstes diese Aussage.

Landesverrat?

Es gab die Freundin meiner Klausenburger Studentenzeit, Marianne Siegmund. Als mich die Wahnidee Gott 1953 in die Irrenanstalt trieb (Psalm 139), hörte sie mir Tag und Nacht zu, der ich Tag und Nacht nicht aufhörte. Während der Revolution in Ungarn Oktober 1956 wurde sie unerwartet von ihrem westdeutschen Brieffreund Heinz Hahn besucht. Der bei der Securitate als Spion firmierte. Die beiden erhielten ohne Umwege die Heiratsgenehmigung. Trotzdem durfte sie nie das Land verlassen. Fahrlässig führte sie ihn in regimiekritische Diskussionskreise ein, Bukarest, Stalinstadt/Kronstadt. Die Mitglieder wurden ausgehoben und vom Militärtribunal zu schwindeln den Strafen verurteilt. Mich selbst bezichtigte die Securitate, der Verbindungsmann des ausländischen Agenten Hahn zum Studentenkreis in Klausenburg zu sein.

Ihr passierte nichts, rätselhaft, unfassbar. Die, wie zu erwarten war, die Höchststrafe zu gewärtigen hatte als Bindeglied zum „imperialistischen Agenten“. Alle warteten wir auf ein Wort von ihr, über Jahrzehnte. Endlich haben die Akten der rumänischen „Gauckbehörde“ (CNSAS) es geklärt: unter zwei Decknamen war Marianne Siegmund ausgewiesene Informantin der Securitate.

Noch unter Arrest war ich im September 1959 Zeuge der Anklage im sächsischen Schriftstellerprozess in Stalinstadt: Wolf Aichelburg, Hans Bergel, Andreas Birkner, Georg Scherg, Harald Siegmund wurden zu hohen Strafen

verurteilt. Unter den Belastungszeugen und den bestellten Gutachtern der Anklage war ich der Einzige, der nicht in „Freiheit“ zur Verhandlung zitiert worden war. Sondern den man zum Gericht gekarrt hatte, im Kastenwagen, gefesselt an Händen und mit einem Handtuch um die Augen, darüber die Blechbrillen. Nach 20 Monaten Zellenhaft war ich im Gerichtssaal kaum fähig, geradeaus zu gehen. Lang war der Gang bis zum Zeugenstand.

Wolf von und zu Aichelburg, wahrlich Freiherr, reichte mir die Hand sogleich nach seiner Entlassung. Oft war er bei uns zu Gast in Freck, dann auf dem Pfarrhof in Rothberg. Auf meine Initialen e, g, s, c, h komponierte er ein Stück für Orgel.

Carl Fritz Dendorfer, zu lebenslänglich verurteilt, aber 1964 nach sechseinhalb Jahren begnadigt wie alle, suchte mich auf, als erster und einziger. Seit damals begleitet er mich fürsorglich und widerstreitig.

Und zu Gudrun Zimmermann, verheiratete Einschenk, ergab sich eine späte Freundschaft.

Mit Harald Siegmund, Pfarrer wie ich, mir nahestehend – er hat mich als Student intellektuell entscheidend gefördert – gelang ein freundschaftliches Gespräch nach Jahren. Es zerbrach bei Erscheinen von *Rote Handschuhe*. Was ich beklage. Ein Brief zum Frieden blieb unerwidert. Er ist tot. Aussöhnung? Dafür stünde das Ewige Leben gut.

Versöhnungin der Zeit?

Sie geschehe auf Augenhöhe! Nur muss man die Stärke haben, sich genau zu erinnern. Die Tat bleibt, die Schuld ist nicht vergessen, aber man ist ihrer nicht mehr hörig.

Und es gibt sie, die Versöhnung, als Gnade Gottes, die überwältigt, aufruft, antreibt zu handeln. Ja, selbst wenn der Getroffene sich der ausgestreckten Hand verweigert, oder nicht erreichbar ist, gibt es Optionen der Wiedergutmachung: es ist die Hingabe an den Nächsten vor deiner Tür, in deinem Haus, am Wegesrand, hinter Gittern. Allein die Liebe deckt die Menge an Sünde, Schuld, Verfehlung (so in den beiden Testamenten der Bibel).

Schuld selbst ist schwer zu quantifizieren, dann erst zu bekennen. Vor allem gängig heutzutage: Schuld ist immerfort der andere. Das weiß ich als Gefängnispfarrer. Doch benennen sollte man die Leiden, die man dem anderen zugefügt hat, angetan hat. Ich selbst breite jeden Freitag die Namen derer auf den Altar, die unter mir gelitten haben, die an mir leiden. Spreche die Namen aus vor dem Totenkopf, durchbohrt von einem Pfeil; die Negation der Negation. Die Freitagsliste ist lang.

Dem ältesten Widersacher Hans Bergel (geb. 1925) habe ich in Briefen das Gespräch angeboten, ehe es für einen von uns zu spät ist. Keine Antwort. Diese

persönlichen Briefe der Versöhnlichkeit waren Frucht der Einkehr im orthodoxen Nonnenkloster Sankt Spiridon am Walde. Während der stundenlangen orthodoxen Messe, „Zeit für Gott“, öffnete sich der Himmel zu einer Schauung im Blick auf den Nichtfreund, jenseits des Gängigen und Eingefahrenen. Es beschämt, dass man nicht aus eigenem geistlichen Impuls darauf gestoßen ist!

In der Großerzählung *Wasserzeichen*, gewidmet: MIR, heißt es:

Und immer wieder breitet der Geistliche sein geweihtes Gewand wie eine Trauerweide über die Köpfe der Knieenden, selbst über mich. Vierzig Mal: Herr erbarme dich! Doamne miluieste! Es ist der Augenblick, wo es mich im dumpfen Licht unter der Casula des Popen blütenweiß erleuchtet! Vergib! Vergib! Martin Buber verwarnt in verdrehtem Deutsch: „Heimzable nicht und grolle nicht den Söhnen deines Volkes: liebe deinen Genossen dir gleich ICH.“ Verständlicher so: „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du!“ Nur so kannst du den Feind lieben. Und erst wenn du ihn in Liebe gewinnst, wo er ja so ist wie du, der du selbst der beste Mensch bist, den die Sonne bescheint, erst da kann wahre Versöhnung geschehen.

SEIT MEINER Entlassung um Neujahr 1960 hält sich ein Phänomen, für das ich jüngst einen Begriff entdeckt habe: kognitive Dissonanz. Von mir so erfahren: jeder bleibt unbeirrbar bei Seinem, was immer sich an den Tatsachen je ändert. Oder im Sinne des fatalen Titels von Michaela Nowotnicks Dissertation zu *Rote Handschuhe: Die Unentrinnbarkeit der Biographie*. Wer immer nach meiner Biographie greift, Gutgesinnte, oder sich an der Biographie vergreift als Gegenspieler, das obsessive Leitmotiv bleibt: der Verräter, der Spitzel. Diese Anwürfe über Jahrzehnten haben sich streckenweise zu Hetzkampagnen verdichtet, sind in „Schlammschlachten“ ausgeartet. Und steigerten sich zu irrationalen Hass; Briefe mit Morddrohungen! Doch höflich: „Ihr Ende haben wir beschlossen. Es wird furchtbar sein. Sie werden wir totschiessen!“ Literatur zeigt Wirkung! Die Bibel rät: man möge mit den Feinden Geduld haben... Beschieden werde ihnen der Frieden der Wahrheit!

2010 hat es einen rumänischen Dokumentarfilm gegeben, ausgestrahlt bis nach Amerika, mit dem reißerischen Titel: *Eginald Schlattner, trădătorul – Hans Bergel, victima* (ich Verräter, Hans Bergel das Opfer). Im Vorspann wird behauptet, dass ich als Agent der Securitate mindestens „50 Menschen ans Messer geliefert habe“. Die Macherin dieses Films Lucia Hossu-Longin, Bukarest, hat vor mir unterschlagen, dass es in diesem Film, auf meinem Pfarrhof gedreht, außer mir einen zweiten Namen geben werde, Hans Bergel, als Kontrahenten. Befragt, konnte sie und niemand eine einzige Person benennen, angeblich von mir denunziert! Selbst Hans Bergel nicht. Jetzt hätte es zur kognitiven Konsonanz kommen sollen, indem er mich verteidigt. Mitnichten.

Außer den zwei Jahren Haft habe ich mich dem Zugriff der Securitate entziehen können, und das bis zum Ende der Diktatur, vierzig Jahre täglicher Bangnis. Trotzdem werde ich bis heute bezichtigt: Spitzel gewesen zu sein. Doch in dieser Positur muss man mindestens zwei Bedingungen erfüllen: erpressbar sein; und das Vertrauen der Leute besitzen.

Schon als Denkübung hätten die harschen Beschuldiger folgern müssen: ein Mann der Securitate kann keiner sein, der als politischer Häftling allgemein gemieden wird, wie ich; der nach verbüßter Strafe weiterhin gestraft ist, zum Beispiel degradiert zum Hilfsarbeiter am Fließband in einer Ziegelfabrik; dem das Regime 11 (elf) Jahre hindurch den Abschluss der Studien verweigert hat, der... Oder wissend, dass ein Mitglied im Verband der ehemaligen politischen Sträflinge Rumäniens, ich also, bei der Aufnahme in den Verband auf Herz und Nieren geprüft wird, ob er IM gewesen ist oder nicht. Desgleichen wird man bei der Berufung in den ungarischen Adelsverband durch den ethischen Beirat mit unerlässlicher Strenge ein Jahr lang geprüft. Konkret: man möge alle Dossiers der rumänischen „Gauck“-Behörde (CNSAS) öffnen, was ja geschehen ist, vor allem durch die strebsamen Lästere. Keine Berichte von mir! Einfach darum, weil ich keine geschrieben habe. Und keine von Frau und Tochter! Obzwar die Securitate uns drei hergenommen hat, einzeln. Mich haben sie über zahllose Monate „gezwiebelt“, drangsaliert bis zum Geht-nicht-Mehr! Das 20 Jahre nach meiner Entlassung. Den Dienst als Informant hat man mir angebiedert als patriotische Tat, in bester Gesellschaft hochgestellter Personen: das Vaterland sei in Gefahr, umgeben von feindlichen Bruderstaaten! Zuletzt schrieb ich einen Brief: selbst wenn über mir die schwarze Sonne aufgeht wie über Grigori Melekhov in Scholochows Roman *Der stille Don*: Nein und Nein. Was ich auch den Meinen eingetrichtert hatte!

Es war die Zeit, wo man hierzulande seine konfirmierte Tochter nicht aufklären musste als lebenswichtig, was zu tun sei, wenn ihr ein Bursche zu ungebärdig auf den Leib rückte. Vielmehr war geboten, Töchter und Söhne zu drillen, wie sich verhalten, wenn sich die Securitate über einen tut. Die Aufforderung war: Nein und Nein! Ich habe mit der Tochter Sabine Maya das Szenario NEIN durchgeübt. Das sich dann genau so abgespielt hat als Zudringlichkeit und im tapferen Neinsagen!

Noch ein Wort zu Heute in dieser leidigen und leidvollen Sache der bloßgestellten Informanten! Herausgebildet haben sich Benimmregeln, wenn hochachtbare Menschen jäh als angeheuerte Spitzel der Securitate enttarnt werden. Dafür gibt es eine Skala, wo man sich eintragen kann von „der arme Hund“ bis zu „der Schweinehund“.

Aber was geschieht mit einem, der Jahrzehntlang privat und in der Öffentlichkeit und in den Medien verlästert worden ist, dass er als Spitzel zig Leute ans

Messer geliefert habe. Und von dem sich nach der Lage der Akten herausstellt, er war es nicht. Nochmals: keine einzige Meldung von mir schlägt bei der Securitate zu Buche! Einfach weil ich nie etwas an die Securitate berichtet habe. Wie geht man mit so einem Fall um?

Bisher hat sich eine sehr, sehr alte Dame entschuldigt, dass sie mich fälschlicherweise über Jahrzehnte verunglimpft habe in Gedanken und Worten.

Und ein namhafter Sachse kam im Porsche herbeigebraust und schüttete sich echte Asche aufs Haupt. Die Asche gehört zu den Devotionalien des Pfarrhofes. Einzige eine Verpflichtung habe ich je bei der Securitate unterschrieben: das war in der Nacht zum 30. Dezember 1959, als man mich nach zwei Jahren und zwei Tagen Haft in Stalinstadt entlassen hat. Ich unterzeichnete ein vorgedrucktes Formular mit der Selbstverpflichtung, dass ich niemals jemanden berichten dürfe, wo ich war und wie es war und was war. Was jeder freigewordene Sträfling unterfertigen musste. Daran habe ich mich gehalten bis zum Erscheinen des Romans *Rote Handschuhe* 2000.

November 2006, als ich in Bukarest (vor laufender Kamera, Filmemacher Walter Wehmeyer, Wien) meine Securitate-Akte einsehen konnte, kiloschwere Konvolute, war ich bestürzt, wie massiv ich observiert worden bin! Der ich mich einen loyalen Staatsbürger dünkte. In einem Dossier wurde ich zeitweilig sogar als ausländischer Spion verdächtigt. Vehement wurde ich bespitzelt bis 1978 als Ingenieur in Freck/Avrig. Und noch genauer als Pfarrer in Rothberg. Und das bis kurz vor dem Sturz des Regimes im Dezember 1989; eine Dauerwanze steckte im Telefon. Andererseits bilden diese Geheimakten eine Familienchronik im vergessenen Detail. Dankbar bin ich den Hausfreunden, die mich beschattet haben, dass sie mich von ihrer Mission nichts haben wissen lassen.

Als ehemaliger Mitverurteilter im Schwarze-Kirche-Prozess blätterte man mir 16 geheftete Bände auf den Tisch. Davon galt ein Band mit belastendem Material mir allein, gezeichnet von Freunden. Wer sonst als die Freunde wissen über dich Bescheid (siehe *Spiegel* Nr. 20/2007, Großinterview in Rothberg – Volker Hage, Martin Doerry: Titel: *Gott hat es nicht leicht mit mir!*).

Ich fand erwiesen, was ich fünfzig Jahre lang vermutet hatte: während der Verhöre bei der Securitate in den Endfünfzigerjahren hat jeder jeden belastet; keiner, der nicht gegen einen anderen ausgesagt hätte. Was mein Bruder Kurtfelix später vor laufender Kamera bei einem Interview bestätigt hat (Fernsehen Deutsche Welle, Berlin): „Mein Bruder Verräter? Dann sind wir es alle! Jeder hat bis zuletzt über einen oder mehrere Belastendes ausgesagt.“ Wobei das Securitate-Akten-Gesetz expressis verbis befindet: was während der Verhöre negativ über einen Dritten ausgesagt wurde, fällt nicht unter das Diktum Verrat, Kollaboration, Spitzelwesen, Denunziant, Informant, Agent, etc.

Die heutige fachgerechte Einsicht in die Prozessakten und deren wissenschaftliche Aufarbeitung ergibt ein anderes Bild von dem, was mir die Partie der Störenfride monoman vorwirft: „schnöder Verrat, um die eigene Haut zu retten“. Oder: ich sei ein doppelter Verräter! „Zuerst hat er seine bourgeoise Herkunft verraten und ist Kommunist geworden. Dann hat er den Kommunismus verraten und ist Pfarrer geworden!“ Man hüte sich vor dem Dämon der Vereinfachungen!

Vielleicht kann man es so formulieren, wenn man das inadäquate Wort „Verrat“ einsetzt: bei der Securitate ging es nicht darum, ob man „verraten“ hat, sondern wie lange man durchgehalten hat, sich zu verweigern. Sollten wir eine abschätzig Werteskala aufstellen, wer bei den Monstervernehmungen rascher dazu gebracht worden ist, andere zu belasten.

Für mich hat sich am 6. November 2006 in Bukarest bei der rumänischen „Gauck“-Behörde bestätigt, was ich der Wahrheit zutraue, schon als Ingrediens Gottes: dass die Wahrheit aus eigener Kraft, ohne unser Zutun, imstande ist, die Dinge beim Namen zu nennen, Verheimlichtes zu enttarnen, Tatsachen ans Licht zu heben, Lüge und Verleumdung zu entmachten.

Nur: es bedarf einer Eselsgeduld, Engelsgeduld, bis solches geschieht. „Gott kennt die Wahrheit, aber er behält sie lange für sich!“ Doch dann bricht es wiederumjäh herein, Wahrheit geschieht! Lebenslügen fliegen auf. Es hat sich erwiesen, nicht nur in Filmen: wer sich nicht zur Zeit der Wahrheit der Vergangenheit stellt, den stellt die krasse Wahrheit der Vergangenheit zur Unzeit. Oder einfacher: wer sich nicht der Vergangenheit stellt, den stellt die Vergangenheit.

IN DER Nacht der Entlassung am 30. Dezember 1959, als ich endlich die Behausung meiner Eltern in Fogarasch gefunden hatte, sie waren wieder zwangsevakuiert worden, war es die Schwester Elke Gertrud, knapp achtzehn, die mir im Hof entgegenlief, barfuß im Schnee. Sie und mein Bruder Uwe (geboren 1939) haben mich im kommenden Sommer der Finsternisse behütet und bewahrt. Wochenlang saß ich in einem verdunkelten Zimmer, wortlos, verstummt, schweigend, zum Erschrecken der Familie. Es war auch der Sommer, wo ich mich von den faktischen Konsequenzen der kommunistischen Ideologie frei machte (wenn auch nicht von der Idee): kein Klassenkampf, für mich nie Klassenkampf.

Später malochte ich als Handlanger beim Bau, hier lösten mich die beiden Geschwister oft für einige Stunden ab. In der Ziegelfabrik wurde ich trotz des Ingenieursstudiums „als Hilfsarbeiter“ eingestellt: 12 Stunden Nachtschicht, später drei Schichten, auch Fließband. Ich lernte im Stehen schlafen. Und erlernte die Sprache des Herzens der Zigeuner samt Verfluchungen. In der Zelle hatte ich die Herzenssprache des rumänischen Bauern verinnerlicht!

1961 veränderte ich mich ins schwäbische Banat; fuhrwerkte unter abenteuerlichen Verhältnissen als Baumeister bei einer Staatsfarm, erhielt ein Dienstpferd mit Sattel, wohnte in einem aufgelassenen Turm, baute Ställe für die Staatsfarm Berzovia. Liebevoll wurde ich aufgenommen in Moritzfeld in der Familie meiner Tante Berta Schlattner (erzogen im Wiener Pensionat, Klavier), mir treu zur Seite die Cousine Erika Schlattner-Hiottu mit Bruder Heinz Reimar. Ich verlobte mich mit einer Moritzfelder Schwäbin, Gerhildis Lenoir, Friseurin (*Briefe im Brunnen*). Kein leichter Stand als „hergeloffener, hochmüttiger Saxe“.

1962-1964 leitete ich in den Westkarpaten den Bauabschnitt einer Bahnlinie. Der Schulfreund der Kindheit in Fogarasch, Hans Werner Christof, nunmehr Chefingenieur, hatte mir zu diesem gehobenen Posten verholfen. Biblisch wurden Berge abgetragen, Täler aufgefüllt: Bereitet dem Herrn den Weg! (Jesaja 40). Jetzt den Genossen!

L 1964 ERLIESS der damalige Parteichef Gheorghe Gheorghiu-Dej, vom Krebs angefressen, eine Generalamnestie für politisch Bestrafte. Ich konnte heimkehren nach Siebenbürgen, nach Freck in das Familienhaus von 1839 – und einen steinwurfweit, wo Gräber warten. Man stellte mich in den Mârşa-Werken an, einem Betrieb für Kippanhänger, wo ich als technischer Zeichner in subalternen Stellung Tuschlinien nachzog.

Auch mein nächstjüngerer Bruder Kurtfelix, vormals Student der Geschichte an der ungarischen Universität Bolyai in Klausenburg, wurde Januar 1963 nach fast 5 Jahren Haft entlassen, verurteilt – wie ich – wegen „Nichtanzeigen von Landesverrat“. Unsere Mutter: „Das sind Kavaliersdelikte. Nicht weil ihr etwas getan habt, hat man euch eingesperrt, sondern weil ihr etwas nicht getan habt.“ Unmenschliche Jahre der Haft hat er im Gefängnis Gherla und auf der Insel Periprava im Donau-Delta verbracht – dem Tode nahe, halb verhungert, strafweise eingemauert im Karzer, bedacht mit der Bastonade, seelisch gemartert, schon im Koma, gerettet durch die Freunde. Und nicht gebrochen. Vom Tod der Schwester erfuhr er nach der Entlassung zwei Jahre später, auf der Straße, als er sich in Fogarasch zur neuen Behausung der Eltern durchfragte. Das brach ihm das Herz.

Am 28. August 1961, Montag drei Uhr früh, verunglückte unsere Schwester Elke Gertrud, tödlich 19, bei einem Motorradunfall am Schwarzen Meer. Der Fahrer, Kronstädter, übersah die Bahnschranke, die von einer Funzel beleuchtet war. Er bückte sich, rutschte durch. Sie traf es ans Kinn. Die Schwester verlor ihr Leben. Sie hat ihren Tod nicht begriffen. Mein Vater hatte sich geweigert, als Zivilkläger wegen Schadenersatz aufzutreten, obschon die Staatsanwaltschaft drängte. Der junge Mann war auf der Stelle verhaftet worden. In den Tagen

nach dem Begräbnis kam seine Mutter nach Fogarasch. Die Mütter sprachen miteinander. Nach Jahr und Tag, nach seiner Haftentlassung, kam er zu uns. Die Mutter sprach mit ihm. Alles geschah unter vier Augen. Als ihn selbst nach Jahren der Tod ereilte, er nicht und nicht sterben konnte, ließ ihm meine Mutter ausrichten – sie waren allesamt längst in Deutschland –, dass von uns aus alles bereinigt sei, er im Frieden scheiden könne. Am Tage des Unfalls war es unser Vater, der der Mutter die Nachricht überbrachte, die verreist war. Noch ehe er ein Wort gesagt hatte, wusste die Mutter es! Ein Kind ist tot. Und fragte, fragte so: „Welcher?“ Fragte: welcher? Wir waren drei Buben – und endlich das Mädchen, am 31. März 1942. Beim Begräbnis in Fogarasch, fünf Tage später am Freitag – unsere private Karwoche – sah man vor Menschen die Grabsteine nicht. Die Kleine Stadt wehklagte. Die Wache am Sarg hielten mein Bruder Uwe und ich. Der Bruder Kurtfelix war seit drei Jahren in einem der Gefängnisse der Volksrepublik spurlos verschwunden. Beerdigt wurde Elke in Fischerhosen, im Anorak, in der Strandbluse, wie es sie getroffen hatte. Es ist bis heute das schlimmste Unglück in der Familie. Wie man zu hören bekam, war das tote Mädchen in Mediasch ungerufen einem Kreis von Spiritisten erschienen, an Stelle von Erwin Wittstock, dem im selben Jahr verstorbenen Schriftsteller. Gefragt haben soll sie, zu Recht: „Was ist mit mir geschehen? Um mich haben Hunderte Menschen geweint.“ Dieses Begräbnis war erst 44 Jahre später zu Ende, mit der Beisetzung der Urne unserer Mutter im Grab der Tochter.

Januar 1963 haben wir geheiratet, Susanna Dorothea Ohnweiler und ich, sie eine 18-jährige Hermannstädterin aus alteingesessener Familie. Voller Beherztheit kam sie im November 1962 ins Westgebirge zum Bahnbau. Das geschah zwei Stunden, nachdem wir uns in Schönau/Şona kennengelernt hatten, wo sie Lehrerin war. Auf der Baustelle fand sie Arbeit im technischen Laboratorium. In einer Holzbaracke siebte sie mit einem Arbeitssoldaten Schotter, bestimmte Kieskurven und fertigte belastbare Betonwürfel an.

Aufgewachsen ist sie in einer Villa, Stil englisches Landhaus, mit pyramidalen Türmen, gereiften Dächern und ausladenden Balkonen, „Kastell“ genannt, allseitig gestützt von wildem Wein und umflattert von Tauben. Indem die Familie Ohnweiler-Kristyn mich angenommen und aufgenommen hatte, der ich einen gezeichneten Namen und einen leeren Koffer mitbrachte, erhielt ich neuerlich einen erkennbaren sozialen Status: der Schwiegersohn des Kastell! Wegen des familiären Andrangs der Braut erstreckte sich die Verlobung zu Silvester 1962 über drei Abende. Inzwischen sind sie tot: die Eltern, die Brüder Peter und Martin, die zahllosen Onkel und Tanten, auch Cousins und Cousinen, die bei der Verlobung dabei waren. Heute geistern allein noch Namen durch das Kastell. Wir jedoch, unsere Familie, Schlattner-Goldschmidt, waren jeweils

schlicht die nämlichen Sechs: meine Eltern, die Großmutter Bertha und Tante Irmgard, Uwe, der jüngste Bruder, ich. Kurtfelix im Gefängnis, Elke tot. Was ich der jungen Frau im Westgebirge zu bieten hatte, war eine Blockhütte in verschneiter Landschaft, Petroleumlampe am Abend, Waschen morgens beim Bach, wenn er nicht zugefroren war, und sich „in die Büsche schlagen“.

Am 26. Januar wurden wir standesamtlich in Buruiene/Unkrautdorf bei Deva getraut – ein verlorener Weiler. In der Mittagspause der Baustelle waren wir im Schneetreiben die 4 km Bahnlinie hinabgelaufen, durch den Wald, hin zum solitären Standesamt. Das Ereignis feierten wir am Abend bei Kerzenlicht mit Fettbrot und Ziegenmilch, bedient von einer Reihe Besteck. Im Kanonenofen bullerte ein Feuer. Die Holzscheite hatten wir von einem aufgelassenen Friedhof geholt.

Meine Frau hat, nachdem wir 1964 aus dem Halbexil zurück waren, das Institut für deutsche Lehrer in Hermannstadt absolviert und später im Fernstudium die Musikakademie Klausenburg. Zur Zeit der Diktatur war sie deutsche Grundschullehrerin in Freck, Musiklehrerin an der Evangelischen Orgelschule in Hermannstadt, Kindergärtnerin in Rothberg. Nach der politischen Wende lehrte sie am Deutschen Pädagogischen Seminar in Hermannstadt als Professorin für Musik, beliebt und geachtet; und bereit zu Hochleistungen. Zum Beispiel: mit den Päda-Schülerinnen übte sie Orffs *Carmina burana* ein. Zeitweilig hielt sie Vorlesungen an der Universität Lucian Blaga Hermannstadt/Sibiu. 1999 hat sie ein Deutsches Liederbuch für Lehrer in Rumänien verfasst. Jahrelang spielte sie am Sonntag Orgel in unseren Diaspora-Gemeinden, um Gotteslohn. Ihrem entschiedenen Mitgehen verdanke ich, dass ich fünf Jahre lang die Theologische Universität besuchen konnte: sie arbeitete, ich studierte. Meine Frau hat mich tapfer begleitet, überallhin auf dem Lebensweg voller Serpentina und Kreuzungen und Sackgassen. Sie hat mich unentwegt verteidigt gegen schnöde Anwürfe und haltlose Vorwürfe. 2007 hat sie sich in Deutschland einbürgern lassen. 10 Jahre habe ich sie nicht zu Gesicht bekommen. Vorher haben wir uns fünfundvierzig Jahre lang um eine gemeinsame Sprache bemüht. Die Trennung war ein Akt der Redlichkeit.

Die letzten 7 Tage ihres Lebens waren wir wieder zusammen. Es gab den Tag der Abbitte. Meine Frau ließ sich von mir das Abendmahl geben. Und sie starb an der Hand unserer Tochter Sabine am 7. Juni 2017 – getrost und getröstet. Ich konnte den Sarg aussegnen. „Gott tröste ihr die Seele im Ewigen Leben!“

Die Widmung in *Rote Handschuhe* lautet, in sechs Sprachen übersetzt: „Für Susanna Dorothea Ohnweiler, die damals, 18-jährig, den Mut und die Liebe hatte, trotz allem meine Frau zu werden.“

UNSERE TOCHTER Sabine Maya ist am 16. Januar 1967 in Hermannstadt geboren. Mit zwölf wurde sie Pfarrerstochter in Rothberg (das ist in Siebenbürgen noch immer ein Rang). Sie spricht fließend Dialekt. Unter der Dorfjugend war sie wohlgelitten. 1985 hat sie das Brukenthal-Lyzeum absolviert. Sie ist MA der Bukarester Universität, Germanistik-Anglistik. Am 25. Juni 1990 hat sie sich nach Deutschland aufgemacht. Wir Eltern haben sie bis an die Grenze begleitet. In Bayern hat sie die Lizenz als Gymnasiallehrerin erworben, war zuletzt Oberstudienrätin in München. 2011 kam sie nach Krakau/Polen, wo sie als Fachschaftsberaterin für Deutsch wirkt. Ohne uns Eltern, die wir in Rumänien geblieben sind, hat sie sich über oft schwierige berufliche Stationen hinweg ihren Weg gebahnt. Und hat sich jedes Mal bewährt! Wir Eltern waren weit vom Schuss! Zuflucht war die Großmutter in München, Gertrud Schlattner. Als Einzelkind muss sie zwei Eltern ertragen, tragen. Von ihrer Mutter hat sie die Vornehmheit und die stillschweigende Gewissenhaftigkeit, von mir die Erzählfreudigkeit und den Sinn fürs Lachen. Ihr gelingt, was mir abgeht: Solidarität ja, Fraternisieren nein. Beiden Eltern abgeguckt hat sie, sagen wir es so: sich für andere einzusetzen!

MEHR ALS 60 Jahre sind es her, dass Christoph Klein und mich eine „Freundschaft fürs Leben“ verbindet. Im oft schicksalhaften Auf und Ab beider hat es keine Unstimmigkeit gegeben, so verschieden wir im Wesen und Denken sind, dazu unterschiedlich im Charakter und Temperament. Wir haben uns nie versöhnen müssen, da es weder Hader noch Streit gibt (kaum zu glauben). In diesen über sechs Jahrzehnten ist er mir in den vielen fraglichen Wechselfällen meiner Biographie zur Seite gewesen als mutiger Weggefährte, hat sich als standfester Freund vor mich gestellt. Er war fünf Jahre mein Professor für Dogmatik, war zwanzig Jahre mein Bischof. Mit himmlischer Geduld und geistlichem Verständnis ist er mir Seelsorger, Beichtiger, Tröster, bewahrender Mahner. Als treuherziger Geselle hört er sich belustigt meine „Nussbaumgeschichten“ an mit all den Flunkereien. Bedenkt kopfschüttelnd meine gewagten theologischen Ansichten: der Mensch ist radikal gut! Oder: von der Erschöpfung Gottes, consumatio dei; darum: Schont Gott! Kam er von einer Vortragsreise aus Afrika oder Island zurück, durfte er zehn Minuten berichten, dann kaperte ich das Wort und erzählte zwei Stunden lang, was auf meinem Pfarrhof passiert war. Christoph Klein, ehrenwerter Doktor der Klausenburger Theologischen Universität, und: Ehrendoktor der Universität Wien – er ist einer der wenigen Menschen, vor denen ich nicht flüchte. Fraglos kommt der Tag, wo einer von uns am Totenbett des andern weilen wird, in Trauer und stiller Hoffnung.

I 969 GESTATTETE mir Bukarest, die Staatsprüfung im Fachbereich Hydrologie abzulegen (statt 1958). Zwei akademische Studiengänge habe ich abgeschlossen: Hydrologie, Gesamtdauer 16 Jahre (1953-1969), Theologie, insgesamt 26 Jahre (1953-1978). Bis 1973 war ich als leitender Ingenieur in den Mârşa-Werken tätig: als Baustellenleiter – Asphaltwege, Bahnlinien –, als Chef in der Investabteilung zuständig für die Machbarkeitsstudien zur Erweiterung der Fabrik, zuletzt befasst mit der Wasserversorgung des Kombinats. In der Verantwortung für viele Menschen habe ich aus der aufsässigen Frage Kains an Gott: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ einen Imperativ gemacht: „Ja, ich soll meiner Arbeiter Hüter sein!“

I 973 GESCHAH etwas, ich war eben 40 geworden, was ich unwidersprochen als Ruf zur Nachfolge Christi auffasste. Gott forderte ein Gelübde ein, das ich fünfzehn Jahre vorher in der Zelle abgelegt hatte! Ich gelobte damals, 1958, allerdings im Konjunktiv: wenn Gott mich rief, würde ich folgen. Ich hoffte, das würde tags darauf geschehen. Doch fünfzehn Jahre schwieg Gott zu diesem Thema, ohne dass er, ich es vergaß. Dann erinnerte sich Gott. Und es geschah! Voll heiligen Schreckens ließ ich alles stehen und fallen, hängte den Ingenieur an den Nagel, und begann neuerlich Theologie zu studieren, in Hermannstadt. Alles an Vernünftigkeit sprach dagegen, bis auf eines: noch einmal würde Gott nicht rufen. Meine Frau verstand nicht, warum es sein musste, hatten wir uns doch nach Jahren der Dürftigkeit endlich in eine bürgerliche Nische gerettet. Sie begriff aber, dass es sein muss. Und stand hinter mir. Sie arbeitete und ich bildete mich. Was wir nicht ahnten: Gott lässt sich nichts schenken! Es prasselte an Gutem und Gütern über uns herein. Es waren fünf Jahre der vielfältigen Fülle.

Zwischen 1978 und 1999 bekleidete ich das Pfarramt in Rothberg und Neudorf, später kam Burgberg hinzu. Diese stattlichen Gemeinden sind nach dem blutigen Ende der Diktatur 1989 durch den jähen Massensexodus ruckartig geschrumpft: noch gibt es in Rothberg vier sächsische Greise zu begraben, einer ich, zwischen siebzig und schein tot (wie jemand sagte)! Ein einziger Rückkehrer.

Ab 1990 war ich 10 Jahre Redakteur des Amtsblattes Landeskirchliche Information, LKI. Es ist eine Chronik des statistischen Untergangs unseres Volkes und der Verwandlung unserer Volkskirche in etwas Ungekanntes, zweiwöchentlich aufgezeichnet auf 8 Seiten, Format A4. Inzwischen wissen wir es: die Kirche steht auf 11.000 Seelen, mittleres Alter 60. Die Zahl sinkt, das Alter steigt.

1991 wurde ich als Gefängnispfarrer der Evangelischen Kirche Augsburgischer Bekenntnisses eingesetzt. Grundsätzlich bin ich in den 44 Haftanstalten des Landes zuständig für Evangelische und Bundesdeutsche. Gefragt, weshalb ich mir das in diesem Alter noch antue, antworte ich: „Ich bin der richtige Mann am

rechten Ort.“ Gleichzeitig stehe ich von Anfang an seelsorgerlich und diakonisch Orthodoxen bei, vor allem Frauen. Viele haben ihre Männer umgebracht. Was ich nicht gutheiße, doch verstehe. Evangelische Sachsen sind inzwischen eine Seltenheit. Unter den betagten Herrschaften, aus denen hauptsächlich unserer Kirche besteht, ist jegliche kriminelle Energie erloschen. Die wünschen nicht, ihren Lebensabend im Gefängnis zu verbringen. Wer wartet dann in den Haftanstalten auf mich? Seit 2007, seit Rumänien in der EU ist, kann sich jeder Strafgefangene zum Seelsorger seines Beliebens melden. Rumänen, Ungarn sind es, braune Brüder... Ich lege ihnen ans Herz: „Der Mensch ist als Geschöpf, als Schöpfung Gottes radikal gut, gut in den Wurzelspitzen seines Wesens! Sucht das Gute in euch! Zeit habt ihr.“ Manches ist in den Gefängnissen seit 2007 lockerer geworden. Die Beamten haben neue Uniformen bekommen. Es gibt Brot die Fülle, sieben Sorten; Brot wird weggeworfen. Jedoch unvermindert türmen sich in den Zellen drei, vier Betten. Der beschnittene Raumtrieb entlädt sich oft als Gewalt. Die Hölle, das sind die anderen.

Nahezu ein Vierteljahrhundert Gefängnispfarrer! Ob es gefruchtet hat? Tatsache ist: der Mörder fährt mir nicht an die Gurgel, sondern fällt mir um den Hals. Der Taschendieb leert nicht meinen Geldbeutel, sondern küsst mir die Hand. Der Bankräuber wartet mir einen Kaffee auf. Und Hans Georg T., ein Sachse aus Forkeschdorf, 22 Jahre Haft, bietet mir eine Orange an und schält sie sogar. Und beteuert: „An dem Sonntag, wie ich meine Frau totgeschlagen hab’... Das ist in meiner Familie gar nicht üblich!“ Manche suchen mich nachher auf: betrunken betteln sie um Geld. Sie bestehlen mich nach allen Regeln der Kunst. Andere bitten um Herberge und dass ich weiterhelfe.

Mir geht es als Gefängnisseelsorger darum, dass sich meine Schutzbefohlenen in den Erzählungen und Gleichnissen Jesu wiedererkennen – in ihrer existentiellen Situation vorher, und nunmehr hinter Gittern, und später draußen.

Zum Beispiel die Weihnachtsgeschichte! Dass zu Silvester jüngst der 17-jährige Marius aus Kronstadt berichtet, zu meiner Verdutztheit, wie ihn die biblische Geburt im Stall zu Bethlehem an eigene Erlebnisse erinnere, zeigt, wie die alten Worte heute noch wirksam sind. So war es: in der Heiligen Nacht gebiert auf einem Dachboden, wo sich halbflüge Straßenkinder eingegelt haben, ein 16-jähriges Mädchen einen Knaben. Marius rennt in die Klinik, der Arzt vom Dienst weigert sich zu kommen. Marius, seit dem siebten Jahr zuhause auf der Straße, weiß Rat. Er holt den Nachtwächter, eine Amtsperson. Das überzeugt. Doch das Blechdach ist zu niedrig, der Arzt bleibt stecken. Nun läuft der Bub zur Feuerwehr. Die schneidet das Blechdach auf, der Arzt schneidet die Nabelschnur durch. Oder bestürzend anders dieses: als ich eine junge Frau segnete, die ihren Mann getötet hatte, da kniete sich die Wachtmeisterin in voller Uniform neben diese und bat: „Segnen Sie auch mich, Vater, mit den Augen Gottes bin

nicht besser als diese!“ Zu den Begegnungen hinter Gittern gehört das Lachen, weist es doch auf die Spuren der Engel hin. In den Jahren der eigenen Haft bei der Securitate wurde in der Zelle nicht nur gelitten, sondern auch gelacht.

Wenn am Jüngsten Tag jemand für mich spricht, so die Jino Lösch aus Rothberg. Während sie im Sterben lag, habe ich sie zum Lachen gebracht, ohne es zu wollen. Als Gemeindepfarrer habe ich mir ein Herz genommen und die Todkranken aufgesucht.

ZU SCHREIBEN habe ich 1990 begonnen, nach 25 Jahren Schweigen. Die Muttersprache ist deutsch. Es war ein Zufall, wenn auch kein Unfall. Zwischen 1998 bis 2005 erschienen drei Romane, verlegt bei Paul Zsolnay, Wien, Lizenz dtv, München. Niedergeschrieben zwischendurch. Denn als erstes und als letztes bin ich Pfarrer. In meinem Selbstverständnis bin ich nicht Schriftsteller. Meiner Seele Seligkeit hängt nicht von den Büchern ab. Jedoch die literarische Produktion gehört zur Biographie. Verfasst im Sinne altbiblischer „Erlautung“ (5. Mose 4,9): „Hüte dich und bewahre deine Seele wohl, dass du nicht vergessest der Geschichten, die deine Augen gesehen haben, und dass diese nicht aus deinem Herzen wegkommen dein Lebtag lang; und sollst sie deinen Kindern und Kindeskindern kundtun.“ Über die Jahre hin gibt es eine stetige Resonanz. Man scheint diese literarische Stimme aus Siebenbürgen hören zu wollen, selbst nach zwanzig Jahren, bevor Deutsch hier als Muttersprache verstummt, ehe die sprechenden Gesichter versinken.

Der geköpftte Hahn hat es jüngst auf 14 Auflagen gebracht. *Rote Handschuh* erscheint nach 18 Jahren wieder als Hardcover bei Paul Zsolnay. *Das Klavier im Nebel*, 7 Auflagen. Die drei Romane sind in mehrere Sprachen übersetzt worden, werden übersetzt (RO, H, P, E, BR, RU, JP). Darunter drei Kontinentalsprachen, spanisch, portugiesisch/BR, russisch. Die russische Übersetzung ist Mai 2018 in Moskau erschienen. Weil ich einen „Arbeitsunfall“ hatte, ich brach beim Friedensgebet das Bein, kann ich bei der Vernissage nicht dabei sein. Für mich, der russischen Literatur verschwistert, ist das ein Gipfel der Erfüllung. Man gehört nunmehr zur russischen Erzählliteratur, wie mich Moskau wissen ließ.

Angedacht ist türkisch, französisch, Japanisch und niederländisch geschieht bereits. Ob das noch zu Lebzeiten gelingt? Die drei Romane bilden Vorlagen zu Untersuchungen, von Abiturarbeiten bis zu Dissertationen (Humboldt, Sorbonne...). Und sind, werden verfilmt. Als Trilogie hat sich der Titel eingebürgert: *Versunkene Gesichter*.

Der Band *Wasserzeichen* wurde bei der Leipziger Buchmesse 2018 vorgestellt. Und ist keinem Genre zuzuordnen. Nebentitel: ersonnene Chronik, gewidmet MIR. Es ist ein letztes Wort, das letzte Wort.

Dreimal fand die Vernissage der Bücher im Literaturhaus Berlin statt. Je zweimal war ich Gast auf der Buchmesse in Frankfurt, in Leipzig.

Die Medien haben weitflächig von meiner literarischen Produktion Notiz genommen. So die überregionale Presse im deutschen Sprachraum, auch EU; sogar in Übersee. Etwa 40 Porträtfilme sind entstanden. Lesereisen führten von Istanbul bis Lissabon, von Danzig bis Bozen, führten nach Frankreich und Spanien, alles per Zug.

Doch auch umgekehrt. In Rothberg hält sich bis heute der sogenannte „literarische Tourismus“.

2002: die rumänische Regierung hat mir den Titel „Kulturbotschafter Rumäniens“ zuerkannt.

2004 erhielt ich das Österreichische Ehrenkreuz litteris et artibus I. Klasse. Zu Pfingsten 2017 ist meinem Bruder Kurtfelix und mir der akademische Jugendpreis des Verbandes der Siebenbürger Sachsen zugesprochen worden, womit unsere jungen Akademiker sich von den ideologisch entstellten Klischees zu Personen und Ereignissen unter der Diktatur freimachen.

28. Dez. 2018: Preis der Alumni Honteri, Kronstadt (als prominenter Absolvent der Honterusschule).

Ja, und Ehrenbürger bin ich von Rothberg/Roşia und Fogarasch/Făgăraş.

Im Mai 2018 hat der Senat der Babeş-Bolyai-Universität zu Klausenburg/Cluj-Napoca/Kolozsvár/Claudiopolis beschlossen, mir den Ehrendoktor zu verleihen. Die historischen Ursprünge der Hochschule reichen bis ins 16. Jahrhundert Siebenbürgens. Der Festakt der Verleihung dieser hohen Auszeichnung wurde am 12. November 2018 in der grazilen Johanniskirche von Hermannstadt begangen. Damit war in einzigartiger Form Rahmen und Raum geschaffen, wo sich das Sakrosankte und das akademisch Elitäre die Hand reichten. Diese Feierstunde zelebrierte unser Bischof Reinhart Guib in erhabener Würde als Liturgie und Verkündigung; und sie vollendete sich in akademischer Dignität durch die suggestive Präsenz aller namhaften doctores der Klausenburger Universität.

Dr. Rudolf Gräf war als Spiritus rector an allen Entscheidungen beteiligt. Vor allem war er bestimmend bei der Vollführung der Feierlichkeiten in der Johanniskirche, diesmal im dekorativem Vollornat als Prorektor mit der ranghohen Kette. Dessen Rede, voll Empathie und mit rhetorischen Gewichtungen zu Sache und zur Person, enthielt einen feinsinnigen Kunstgriff, indem der vir docte mir einen Sonderstatus einräumte via negationis – diesmal sei der Geehrte kein Politiker im Kanzleramt, kein Wissenschaftler als Nobelpreisträger, kein höchstrangiger Geistlicher in Rom. Wobei der hohe Herr große Namen aufzählte als Titulierte wie: die Kanzlerin Angela Merkel, Nobelpreisträger Stefan Hell, Josef Ratzinger als Papst Benedikt XVI, Kardinal König.



RUDOLF GRÄF und EGINALD SCHLATTNER

L 998 ERSCHIEN *Der geköpfte Hahn*, Roman, die Kleine Stadt bei uns kurz vor Kriegsende, Fogarasch; verglichen im Feuilleton auch mit Macondo (*100 Jahre Einsamkeit*, Márquez). Spielt an einem Tag, dem 23. August 1944.

Rote Handschuhe, 2000, der Roman thematisiert die Haftzeit 1957-1960 (Dissertationen, so Humboldt, Berlin, Magisterarbeit Sorbonne, Paris u.v.a.m.). Verfasst ohne Rücksicht auf mich, und ohne jegliche Rachsucht, niedergeschrieben mit radikaler Rückhaltlosigkeit und in elementarer Offenlegung der Fakten – Wahrheit als „gewusste Wirklichkeit“. Keiner, selbst der ärgste Widersacher, hat mir eine Unrichtigkeit, Entstellung, Falschaussage nachweisen können. Dafür gab es eine Explosion von aggressiven Kontroversen, bis zu Briefen mit Todesdrohungen. Literatur zeigt Wirkung. Im Februar 2001 wurde der Roman in Berlin vorgestellt, im Literaturhaus. Ich begann: „Liebe Freunde, liebe Nichtfreunde!“ Das Buch bot ich dar als Geste der Aussöhnung an diejenigen, die mit meiner Biographie nicht fertig werden. Empfahl, dass man nicht nur mit dem anderen ins Gericht gehe, sondern redlich mit der eigenen Vergangenheit abrechne, wie im Buch versucht, jenseits von Heiligenlegenden, Heldensagen und Lügenmärchen. Ich lud die Betroffenen und Besonnenen auf meinen Pfarrhof in Siebenbürgen ein, um zu beratschlagten, was bei der Securitate an uns geschehen ist, durch uns geschehen ist. Es kam anders. Auf der Bestenliste Süd-West-Rundfunk stieg der Roman auf Rang 5. Ferner: das Goethe-Institut und Inter Nationes zählen den Roman zu den 100 besten in deutscher

Sprache geschriebenen Romanen 1999-2001. *Rote Handschuhe* als Spielfilm 2010. Produzent und Regisseur: Dr. Radu Gabrea. Der Film, zu nahe an der Wirklichkeit, ganz nahe am Buch, sehr nahe an der Biographie – ist Einzelgänger in der Behandlung dieses inflationären Themas. Mit dem Proprium: die Securitate wird von innen bloßgelegt, drei Viertel des Films spielen intra muros. Und dann als Duktus: nicht nur die gängige Brutalität, vielmehr die Subtilität der Securitate wird ausgeleuchtet, sowohl als primitive Raffiniertheit der Büttel wie auch als intellektuelle Raffinesse der Geheimoffiziere. Bei der Vorstellung des Films sprach unser jetziger Bischof Reinhart Guib mit bedachten und sachlichen Argumenten der Wahrheit und dem Recht das Wort.

Das Klavier im Nebel, 2005, Roman, Zeit 1944-1951 (z.B. Doktorarbeit Erlangen-Hermannstadt, etc). Es ist die große Liebe zwischen einem jungen Sachsen und einer orthodoxen Rumänin zur Zeit der Diktatur. Wobei die beiden Hauptpersonen gutstehen für die zwei kontrapunktischen Kulturwelten Europas – das Abendland, der orthodoxe Osten. Über der Verfilmung ist Radu Gabrea verstorben. Ruhe in Frieden, treuer Freund.

Wasserzeichen 2018. Schon die Abfolge der Titel: Die 7 Sommer meiner Mutter, Die Stacheln der Kastanie – ersonnene Chronik, Bruchstriche und schließlich *Wasserzeichen* erweisen die vielerlei Konversionen des Textes. Die Widmung ist durchgehend: MIR. Im Nachspann ist zu lesen: aufgeschrieben zwischen 2006 und 2017 im orthodoxen Nonnenkloster Sfântu Spiridon am Walde und auf dem evangelischen Pfarrhof in Rothberg bei Hermannstadt in Rumänien. Welches die Besonderheit dieses Buches gegenüber der restlichen siebenbürgischen Literatur sein könnte? Denkbar, dass es die erlebte Innenansicht eines orthodoxen Nonnenklosters in Rumänien ist, wo der Autor einkehrt. Und wo vor der Ikonenwand die Frage nach einer versöhnten Vergangenheit gestellt wird im Umkreis von Leiden, die man anderen zugefügt hat. Und somit sich die bedrängende Frage nach Schuld und Vergebung stellt – und nach dem Ort einer Wiedergutmachung, wenn es von Angesicht zu Angesicht zu spät ist. Die erste Version, eine überlange Gemengelage, hat der Hausverlag Paul Zsolnay, Wien abgelehnt. Letztendlich hat der vielstimmige Pop Verlag zugegriffen, Ludwigsburg, Inhaber Traian Pop, beheimatet in Rumänien, zu Hause in Deutschland. Durch das eingehende Lektorat von Frau Dr. Edith Konradt ist der Stoff nicht nur halbiert worden, vielmehr ist ein Text verblieben, gruppiert um das „innere Gesetz“, der als Buch den anderen drei Romanen „das Wasser reichen kann“. Und, wie es in einer Besprechung der *FAZ* heißt (2. Juni 2018): „Ein grandioser Alterswurf“.

Meinen Vorlass/Nachlass hat Marbach mehrmals angefordert, Schillerarchiv. Ich habe ihn dem Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hermannstadt ver-

macht. Michaela Nowotnick bearbeitet seit Jahren die Papiere, ist viele Monate vor Ort (7 Laufmeter sollen es bereits sein).

Vor Jahr und Tag entdeckte sie in einem alten Koffer im Pfarrhaus Manuskripte, von Mäusen angefressen. Frühe Erzählungen, z.T. vor meiner Verhaftung verfasst, an die ich mich vage erinnerte; und die ich nicht in meine literarische Biographie aufgenommen hatte. Die junge Literaturwissenschaftlerin aus Berlin ruhte und rastete nicht, bis sie eine Auswahl als kritische Edition beim Schiller Verlag Hermannstadt-Bonn herausbrachte: *Mein Nachbar, der König. Verlassene Geschichten*. Und: *Odem* (80 Seiten, 1052 Fußnoten, trotzdem lesbar).

Die Rezeption der Bücher durch die Generation im Alter unserer Kinder (25-45) überrascht durch Aufgeschlossenheit! Historisch und belletristisch sind diese Altersgruppen über die Zeit vor 1944 kaum informiert: die Großeltern schweigen sich aus, die ihr echtes Blut für die falsche Sache vergossen haben. Und wenig wissen die Nachgeborenen über die Jahrzehnte nach 1944, die Zeit der proletarischen Diktatur: die Eltern sind wortkarg, war man doch nicht so regimewidrig, wie nachträglich dargestellt.

Signifikant noch einiges: beim Poetenfest in Erlangen 2001 hat Frau Sigrid Löffler, die große Dame der deutschen Literatur, bei der Lesung vor etwa 400 Teilnehmern wörtlich gesagt: „Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen ist augenscheinlich zu Ende. Aber dieses Ende ist in den Romanen von Eginald Schlattner exemplarisch aufgehoben, im Hegel’schen Sinne.“

Denis Scheck eilte eines Sonntags nach Rothberg, dieser singuläre Deuter deutscher Literatur mit den erlesenen Ohren. Damit er mich über die Romane befragen könne, ließ er die Stühle des Herrenzimmers auf die Dorfstraße schleppen, vor den Wehrturm der Kirchenburg. Dort saßen wir gegenüber und tauschten uns aus. Es war Sonntag, eben war die orthodoxe Messe zu Ende. Die Leute schlugen das Kreuz, Autos bremsten, Pferde scheuten. Der Kameramann befand: „Nur noch beim Geburtstag der Queen bekommt der Deutsche im Fernsehen so viele Pferde vorgeführt.“

Im Mai 2002 besuchte Otto Schily, bundesdeutscher Innenminister, die Rothberger Kirche, eine Basilika von 1225, elf Jahre älter als Berlin. In der Nacht davor hatte man bis zur Kirche Asphalt gegossen. Über den wir mit meiner Kutsche dahinrollten, wobei die braunen Brüder riefen: „Domnule Otto, bringen Sie uns den Asphalt zum Bach!“ Zum Eingruss des Gastes berichtete ich, dass man in dieser Kirche deutsch gebetet hatte, wie immer das damals geklungen haben mag, als in Berlins Wäldern und Sümpfen noch die Frösche gequakt hatten. Nun müsse Gott mit mir allein vorlieb nehmen. Keiner außer mir schafft es mehr zur Kirche, und ich mit Krückstock. Während ich Otto Schily meine Bücher in die Hand drückte, erläuterte ich: „Dass ich die Romane

schreiben konnte, so dass sie von Deutschsprechenden gelesen werden können, das verdanke ich nicht nur unserer Mutter, sondern auch diesem Land. Wo uns die Muttersprache nie verboten wurde. Selbst als das Königreich Rumänien ab August 1944 mit dem «Reich» im Krieg war, gingen wir in die Schule wie eh und je – Unterricht deutsch.“ Zuletzt zeigte ich auf die Särge im Nebenschiff, letzte Liebesgabe, und versicherte, dass sie in Bälde bewohnt sein werden. 2005 erfolgte mein Gegenbesuch beim Innenministerium in Berlin am Spreeufer.

MEINE ENGERE Familie und die weite Verwandtschaft ist nach Deutschland ausgewandert. Hierzulande gibt es Verwandte allein in den Gräbern, freundlich und dankbar – und angenehm im Umgang, weil stumm. Der nächstjüngere Bruder Kurtfelix, verheiratet mit einer Rumänin, Ruxandra Maria Eugenia, geb. Moga, Puppenspielerin, hat die ideale Lösung gefunden: leben in Rumänien, krank sein in Deutschland. Zwei Töchter: Franziska Gisela Schlattner, bekannt als Filmschauspielerin, Elke Maria, Kindergärtnerin; drei Enkelkinder, zwei blonde Mädchen als Zwilling. Mein zweitjüngerer Bruder Uwe Dietmar hat eine siebenbürgische Ungarin geheiratet, Julia, geb. Gampe, Chemieingenieurin. Ausgewandert 1984; Töchter: Kerstin, Swantje, Heinke, Ärztinnen; sechs Enkelkinder.

Ich selbst lebe in Rothberg auf dem evangelischen Pfarrhof, im Giebel 1762. Seit 2007 bin ich allein. Doch werde ich umsorgt mit Freude, Lachen, Gesang und Tanz von einem Zigeunermädchen Carmen Bianca Trandafir (heißt: Rose!), der Haustochter. Diese hat sich vor fünf Jahren, damals siebzehn, aus der Lehmhütte am Bach auf den Pfarrhof gerettet, spitalsreif geschlagen vom Bruder. Der Vater hatte gewarnt: „Pantelimon, du darfst sie nicht schlagen, sie ist deine Schwester, sie ist nicht deine Frau.“ Zeitweilig sah die orthodoxe Nonne Marta Felicia auf dem Pfarrhof nach dem Rechten und begleitete mich auch in die Gefängnisse. Sie hat mehrere akademische Abschlüsse. Darunter Orthodoxe Theologie mit einer Arbeit, rumänisch: Die Pädagogik Gottes in den Romanen von Eginald Schlattner, aus orthodoxer Sicht.

Es scheint so: zwar können Menschen, die einem verloren gehen, nicht ersetzt werden. Aber vertreten werden ja! Andere treten an die leere Stelle.

Im Nonnenkloster am Walde, jenseits der vernetzten Welt, kehrte ich ein, wenn es hier auf dem Pfarrhof zu bunt zuing, sich zu viel des Guten tat. Dort verweilte ich mit Zeit. Und bin dort selbst – obschon Häretiker – wohlgekommen. In den Klöstern hierzulande wird zeitlos viel gesungen und gebetet, alles zur Ehre Gottes. Unter dem Diktum des Gehorsams wird pausenlos geschuftet, zur eigenen Seligkeit. Doch wird wenig für die Menschen draußen getan. Es gilt unter Orthodoxen die Redensart: „Gott in seiner Barmherzigkeit wird alles bestens

richten.“ Woran es generell mangelt, das ist der Geist der Nächstenliebe, selbst im Miteinander, mit denen draußen vor der Tür sowieso. Dafür wird hochgeschwellt behauptet: rechtgläubig ist allein die orthodoxe Kirche.

ROTHBERG GEHÖRTE nach der Einwanderung um 1140 zu den ersten Siedlungen im Alten Land auf Königsboden (*Fundus Regius*). Rumänisch Roşia, ungarisch Veresmart, lateinisch Mons rubens. Telefon, Internet, Wasserleitung, Kanalisierung, Gasheizung, 18 Kilometer zum Flughafen Sibiu. Die rumänisch-orthodoxe Kirche ist von 1870. Unsere Kirche, eine Basilika, aus 1225. Das Grab des ersten rumänischen Popen ist datiert mit 1905. Ich wiederum bin seit der Reformation der 50. sächsische Pfarrer, seit der Einwanderung der 99. vor Ort, die virtuellen katholischen Vorgänger mitgezählt – und der letzte. Dagegen ist der orthodoxe Pope gewiss der erste von mehr als 100 einer Nachfolgern.

Die politische Gemeinde besteht aus etwa zweihundertfünzig Rumänen, vier einheimischen Sachsen, über tausend țigani. So bezeichnen sie sich; und die sich seit 2007, EU, Rroma nennen müssen. Auf sie angesprochen, antworte ich: „Ich kenne keine Zigeuner! Nur bedürftige Menschen, die hier anklopfen. Und die erwarten können – eine offene Tür, ein offenes Ohr, ein offenes Herz und oft eine offene Hand.“ Jedoch aufgetan ist die Tür für alle – nicht nur für die Menschenkinder vom Bach. Jegliche andere sind eingeladen. Selbst Diplomaten und Minister wünschen ein offenes Gespräch in camera caritatis.

Als ich 1978 nach Rothberg kam, weissagte man mir an höherer Stelle: „Mehr als ein Jahr wirst du es dort nicht aushalten! Die Zigeuner stehlen dir die Haare vom Kopf, die Rumänen sind Chauvinisten und schlagen dir die Fensterscheiben ein, die Sachsen sind in zwei Parteien gespalten!“ Bald sind vierzig Jahre vorort vergangen! Die Haare sind da, die Fenster noch ganz, die Sachsen weg. Sie wichen nach dreizehn, vierzehn Jahren eines gesegneten Gemeindelebens im Frieden, zogen allesamt „heim ins Mutterland!“ Bereits in der ersten Woche stieg ich zu den Hütten am Bach hinunter. Und redete mit denen von dir zu mir. Bis heute spreche ich mit jedem Zigeunerkind, als ob es der Bischof wäre; aber nicht umgekehrt. Gelernt habe ich von ihnen Gottvertrauen und Lebensfreude. Die meisten dort sind ohne Arbeit, auch als Daseinsweise. Doch schlagen sie sich durch das Jahr: Schneeglöckchen, junge Brennnesseln, Schnecken, Walderdbeeren, Brombeeren, Pilze, Kren, im Dezember die Mistel – ein Kuss ist frei; aber auch Körbe und Rutenbesen und Fußabstreifer. Viele hausen in Lehmhütten, mit schönen und aufgeweckten Kindern, die früh für Geld sorgen müssen. Sechzehn Jahre über ist es gelungen, lernwillige Kinder aus diesem Milieu an Oberschulen nach Hermannstadt zu vermitteln (im Schnitt 25 Kinder, eine Buskarte 45€, horrend, ein Monatsgehalt 250€; der Busbetreiber

ist im Gefängnis; ich werde ihm dort ins Gewissen reden!). Über sporadische Spenden sind es noch sieben Oberschüler, die begleitet werden. Ich selbst führe den Zehnten meines Jahreseinkommens ab. Einige mit Abitur haben die Universität absolviert. Am Sonntag lade ich die studierten Jung-Roma zum Tee auf den Pfarrhof ein, französisch klingt das nobler: la jeunesse dorée académique des gitans de Mont Rouge. Den Rumänen beschaffte ich zur Zeit der Diktatur Medikamente aus Westdeutschland. Die Securitate beklagte sich beim Bischof: „Was hat das auf sich mit dieser kapitalistischen Apotheke des sächsischen Popen?“ Dabei blieb es. Und der hilflosen Parteiorganisation in der Gemeinde baute ich als Mann vom Fach zwei Wohnblocks.

Mit den Evangelischen übte meine Frau zur Zeit des kommunistischen Diktatorenehepaars geistliche Chöre ein, so Hugo Distler, fünfstimmig. Als „Pfarrtante“ war sie die deutsche Kindergärtnerin. Mir selbst verschrieb ich von aller Anfang an dem Seilakt: „Solidarisch mit jedem, Front gegen keinen!“

Der hintere Teil des Pfarrhauses stammt aus katholischer Zeit um 1500; zur Zeit Maria Theresias wurde es erweitert um ein zweites, großräumiges Gebäude. Noch während der Diktatur vor 1989 haben die schaffensfreudigen Rothberger unter den Kuratoren Honn Miess und Jul Reger aus diesem verwünschten Gemäuer der Vorzeit ein komfortables und modernes Wohnhaus gemacht, anheimelnd, gastfreundlich. Das Pfarrhaus ist umgeben von Gärten und dem Kirchpark. Darin steht die romanische Basilika.

Unter der Obhut des langjährigen Dechanten Dietrich Galter wurde jüngst Kirche und Pfarrhaus von Grund auf renoviert, vom Scheitel bis zur Sohle überholt.

Es ist die Kirche, wo ich 14 Jahre jeden Sonntag vor den „leergebeteten Bänken“ einen kompletten Gottesdienst gehalten habe, mit Singen, Sagen und Segnen. Um mich zu trösten. Um Gott zu trösten. Einen verwaisten Gott, der nahezu 800 Jahre lang verwöhnt worden war, katholisch, evangelisch, durch Lobpreis, Gesang, Fürbitte, Gebet, mit Orgelspiel und Wehklagen in der ihm wohlvertrauten Sprache der Einwanderer. Doch seit drei Jahren erweist sich als wahr, die Zusage Gottes: sie werden kommen zum Hause Gottes aus dem Osten und Westen, aus dem Norden und Süden!

Jedoch auch wochentags bin ich in der Kirche zu Hause, zu den Stundengebeten. Ein Ort, wo ich oft geschlagenen Frauen Mut zuspreche und dunkle Kinder segne. Die sofort wissen, weshalb die holzgeschnitzten Engel keine Schuhe tragen: „Sie fliegen!“ Und seufzen. Jeden Mittag spreche ich das Friedensgebet über die Gräber hin, worin unter den Betondeckeln die vereinsamten Toten harren.

Doch dann kam es so: vor Ostern 2017 stürzte ich beim Friedensgebet, dem Angelus, diesmal in meiner Kirche. Kam zu Fall an einer seit 25 Jahren „leergebeteten Bank“ und brach den Oberschenkel. Vom Tisch des Herrn gelangte ich

geradewegs auf den Operationstisch. Seit damals auf Krücken lerne ich mühselig und schmerzgesegnet gehen. Der Prediger im Alten Testament warnt: „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Haus des Herrn gehst!“ Sofort nach dem Hinfall fragte ich nach Ziel und Sinn als Zeichen des Himmels: endlich Englisch lernen? Partielle Differentialgleichungen. Doch als erstes schoss mir ein: mehr Zeit für Gott? Das leere Grab. Die Antwort... Sie war GANZ ANDERS.

Gefragt, weshalb ich nicht ausgewandert bin, antworte ich mit einer Replik, die auch Credo ist: „Man verlasse den Ort des Leidens nicht, sondern handle so, dass die Leiden den Ort verlassen.“ Aber ich weiß auch das andere: „Dass Gott mich hier bei meinem Namen gerufen hat, mich hier kennt. Und dass Gott mit mir an diesem Ort rechnet! Wo Menschen leben, die auf mich warten, ja: und einige, die mich lieben.“

HIER, WO ich nahezu meine halbe Lebenszeit zugebracht habe, in Rothberg, habe ich mir auf dem sächsischen Friedhof die Grablege ausgesucht, am Ende der Föhrenallee, im Feld der Selbstmörder ohne Namen und Kreuz. Über dem gewölbten Eingangstor ist zu lesen, in Marmorlettern: unser Weg führt aus der Zeit in die Ewigkeit.

Dieses lange Leben habe ich begehen können, weil Menschen ihre Hand über mir gehalten haben, mich an der Hand genommen haben, mir die Hand geboten haben. Deren Geschichte in mir verwahrt ist. Deren Gesichter mir nahe sind, mir nachgehen. Die zugegen sind in den Nächten als Namen von Toten. „Gott tröste ihnen die Seele im ewigen Leben!“ Wie man in Rothberg sagt. Sagte! Denn selbst die Toten sterben aus.

Ende 2018



Abstract

The Biography of Known Reality

Eginald Schlattner recalls some events experienced by himself, by his family, and by the Transylvanian Saxon community, and also briefly presents his books and their cinematographic adaptations.

Keywords

Eginald Schlattner, Doctor Honoris Causa, Babeş-Bolyai University, Transylvanian Saxons, novels